

Sandy Artuso

Post-Homosexualität

Vom Gender Trouble zur Identitätskritik – Überlegungen zur Dekonstruktion der Homosexualität

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fand das statt, was als die kopernikanische Wende der Geschlechterforschung bezeichnet werden kann: die Infragestellung der Gleichheit von Geschlecht (hier: das biologische Geschlecht) und Gender (die Geschlechtsidentität). Die heteronormativen Gleichungen nach dem Prinzip „Mann ist Mann und liebt Frau“ bzw. „Frau ist Frau und liebt Mann“ gelten nicht mehr als tragbar. Die Koordinaten „Mann“ und „Frau“ sind als soziale Konstrukte entlarvt worden, deren Einflüsse auf gesellschaftliche Normen, und somit auf Machtverhältnisse, es zu brechen gilt – so die poststrukturalistische und postmoderne Annahme. Führt das dann nicht auch zur Schlussfolgerung, dass Homosexualität – und auch Heterosexualität – ebenfalls Konstrukte sind?¹

Seit dem 18. Jahrhundert hatte sich der Glaube an die Geschlechterdichotomie auf physiologisch diagnostizierte Unterschiede gestützt, auf Basis derer Geschlechtscharaktere aufgestellt wurden, d. h. dem jeweiligen Geschlecht bestimmte Eigenschaften und Verhaltensweisen zugeschrieben wurden.² Mit dem Übergang in die bürgerliche Gesellschaft, mit dem Trennen von Privat- und Berufsleben, setzte zusätzlich die Aufgabentrennung ein, die die Frau im Häuslichen verortete.³ Die Bestrebungen der Frauenbewegungen haben in Bezug auf Gleichstellung der Frauen in den letzten hundert Jahren einiges an Terrain wieder gut machen können, doch noch heute wird oft der Gemeinplatz verbreitet, biologisch wären Frauen für dies und jenes nicht geeignet – und umgedreht. Der Grund: „Geschlechterdichotomien sind [...] wirkungsmächtige, gesellschaftliche Ideologien beziehungsweise Konstruktionen, die sehr viel rigider konzipiert sind als die Biologie, die ihnen zugrunde liegen soll.“⁴ Doch die kausale, „natürliche“ Verbindung von Geschlecht und Gender ist unecht: Weder sind sie als identisch vorauszusetzen, noch sind sie angeboren. Sie

sind soziale Konstrukte. Das Geschlecht ist eine kulturelle Performance, ein täglich erneuertes Inszenieren von Geschlechtsrollen.⁵

Dieses Paradigma vom „doing gender“, das 1987 geprägt wurde von Candace West und Don Zimmerman, spiegelt sich in Judith Butlers Dekonstruktion der Geschlechteridee wieder: „Within the inherited discourse of the metaphysics of substance, gender proves to be performative – that is, constituting the identity it is purported to be. In this sense, gender is always a doing, though not a doing by a subject who might be said to preexist the deed.

[...] There is no gender identity behind the expressions of gender; that identity is performatively constituted by the very ‚expressions‘ that are said to be its results.“⁶ Doch Butler geht noch weiter und hebt hervor, dass die gemeingültige Konzeption eine kausale Beziehung zwischen Geschlecht, Gender und Begehren voraussetzt. Diese metaphysische Einheit werde als allgemeingültig angesehen und drücke sich in dem Begehren für das andere Geschlecht aus.⁷

Gender, Geschlecht und Begehren im Konflikt

Wir halten also fest: Die Annahme der „natürlichen“ Binarität der Geschlechter ist problematisch. Denn der Verweis auf Differenzen scheidet schon an der Frage, nach welchen Kriterien unterschieden werden soll. Nach physiologischen oder soziologischen? Sind diese nun angeboren oder angeeignet? Die Unterscheidung zwischen Gender und Geschlecht bietet zumindest eine passende Lösung in Bezug auf die Relativierung der Grenzen, des Zulassens von Abweichung zwischen Geschlechtsidentität und biologischem Geschlecht. Dennoch ist diese Identität auch für Butler – ganz im Sinne der Postmoderne – „fragmentiert, pluralistisch und im Wandel begriffen“.⁸

Wenden wir uns nun dem dritten Teil der „metaphysischen Einheit“ zu, dem Begehren. Heterosexualität und Homosexualität sind Begriffe, die auf eine konstruierte Konzeption der Sexualität hinweisen, denn sie setzen voraus, dass Mann oder Frau als Objekt

Bisexualität repräsentiert für Heterosexuelle eine Destabilisierung der heteronormativen Struktur; für Homosexuelle eine Infragestellung der eigenen Identität, die als nicht wählbar gilt, als nicht wandelbar.

Sandy Artuso ist Literaturwissenschaftlerin, lebt in Berlin und beschäftigt sich zurzeit mit wachsendem Interesse mit Queer Theory. Sie ist Mitherausgeberin und Chefredakteurin einer im April zum ersten Mal erscheinenden Zeitschrift mit queerem Fokus: *Die Präziöse*.

der Begierde fungiert. Verschwimmen die klar statuierten Geschlechtergrenzen, verrücken sich nun mal auch die Objekte der Begierde. Kann also Homosexualität, da sie auch von Zweigeschlechtlichkeit ausgeht, eine Homonormativität generieren, die ähnlich wie Heteronormativität funktioniert, da auch hier Reduktion stattfindet, eine Kategorisierung, die einem binären System unterliegt? Bereits 1990 erkannte Eve Kosofsky Sedgwick in ihrer *Epistemology of the Closet* eine endemische Krise der Definition von Homo- bzw. Heterosexualität, welche im späten 19. Jahrhundert anfängt und sich bis zur Gegenwart vertieft hat. Parallel zu der binären Festlegung auf ein Geschlecht wird der Mensch dazu gezwungen, eine sexuelle Identität anzunehmen, „a binarized identity that was full of implications, however confusing, for even the ostensibly least sexual aspects of personal existence.“⁹

Ferner stellt sich auch die grundlegende Frage, nicht *was* ist Homosexualität, sondern *wer* ist homosexuell? Es ist eine bekannte Problematik: Gilt die sexuelle Handlung als statuierend oder die sexuelle Identität? Die Frage nach dem „Ursprung“ ist in der Vergangenheit sowohl essentialistisch als auch konstruktivistisch beantwortet worden. Michel Foucault bezeichnete jenen Moment als „Geburt der Homosexualität“, als sich die Perspektive von der Handlung auf die Identität verschob: „L’homosexualité est apparue comme une des figures de la sexualité lorsqu’elle a été rabattue de la pratique de la sodomie sur une sorte d’androgynie intérieure, un hermaphrodisme de l’âme. Le sodomite était un relaps, l’homosexuel est maintenant une espèce.“¹⁰ Die Gay Liberation-Bewegung wiederum unterstützte ethnische Modelle, welche die Homosexuellen als „community“ sahen, um als geschlossene Gruppe, politisch agieren zu können. Ferner ist das durch die Gemeinschaft generierte Zugehörigkeitsgefühl, neben der identitätsstiftenden Komponente, eine starke Stütze für junge Homosexuelle. Dabei gilt die homosexuelle Identität als eine revolutionäre. So wird das Coming-out als politischer – und weniger privater – Akt gesehen. Die Homosexualität muss daher als Identität angesehen werden, von der Veränderung ausgeht und „die so lange öffentlich gemacht werden muss, bis sie kein beschämendes Geheimnis mehr ist, sondern akzeptierte Lebensform“, so Annamarie Jagose.¹¹ Auch heute noch ist Homosexualität stark mit dem Primat der Identitätsfindung verbunden. Doch Identität ist nicht monolithisch, sie ist fließend und vor allem: konstruiert. Identitäten konstruieren sich über Abgrenzungen, und sie wurzeln in Diskursen, in kulturell erzeugten Kategorien.¹²

Queer zur Norm

Die Aufteilung in Homo- und Heterosexualität bietet jedoch andere Probleme als rein diskurstheoretische. Diese werden sichtbar sobald Abweichungen vom binären Modell betrachtet werden, wie etwa die Bisexualität. Für Heterosexuelle repräsentiert sie eine Destabilisierung der heteronormativen Struktur; für Homosexuelle eine Infragestellung der eigenen Identität, die als nicht wählbar gilt, als nicht wandelbar. Doch ist die Existenz von Menschen nicht zu negieren, die ihr Begehren nicht auf ein Geschlecht beschränken, was notgedrungen zu einer Neubetrachtung solcher Kategorisierungen führen muss: „The existence of bisexuality and bisexuals virtually demands a reconfiguration of the ways

in which we define our desired-object-choice, diffusing outward from a monosexual paradigm into significantly more open-ended categories.“¹³ Offene Kategorien sind dabei das wichtige Stichwort: Fluide Geschlechtskonzeptionen müssen einhergehen mit fluiden Sexualitätsrealisierungen.

In den letzten 20 Jahren hat sich eine Disziplin hervor getan, die versucht diese Fluidität zu erfassen. Die Queer Theory (oder Queer Studies) macht den Versuch, die Geschlechterebenen neu zu diskutieren sowie Machtverhältnisse und Identität infrage zu stellen.¹⁴ Sie analysiert die Diskrepanzen, die sich auftun, wenn Geschlecht, Gender und Begehren nicht in die Hetero- und Homonormen passen, wenn sie abweichen. Geschlecht und Sexualität werden hierbei als zwei analytisch und politisch zu unterscheidende Kategorien gesehen, die sich wechselseitig definieren und Realität in einer bestimmten Weise konstruieren.¹⁵ Auf soziologischer Ebene versuchen Queer Studies auf vermeintliche Selbstverständlichkeiten hinzuweisen und sie als sozial konstruiert zu entlarven. Deshalb geben sie sich den passenden Titel „paradigmatische Verunsicherungswissenschaft.“¹⁶ Dieser Diskurs stellt als nicht variabel geltende Begriffe und Konstrukte in Relation; er ermöglicht es, die Grenzen der Differenzen kritisch zu betrachten. Doch neben dieser Ebene der Reflexion gibt es selbstverständlich eine gelebte Ebene. In dieser befinden sich zahlreiche Menschen vor den alltäglichen, möglichen Herausforderungen, die mit nicht-normativen Orientierungen und Lebensweisen einhergehen. Während Normen im Fluss sind, muss auch die Wissenschaft flexibel genug bleiben, um gleichzeitig der kritischen Aufgabe aber auch den Fragen der Gesellschaft gerecht zu bleiben. ♦

1 Dieser Artikel stellt nicht den Anspruch, eine erschöpfende Übersicht der Kritik der Geschlechterbinarität, noch der Diskussion der Homosexualität zu sein; es sollen Einblicke und vor allem Denkanstöße zum Thema gewährt werden. Die in der Folge genannten Werke von Nina Degele und Annamarie Jagose können als geeignete und ausführliche Einführungen empfohlen werden.

2 cf. Nina Degele: *Gender/Queer Studies*. UTB 2008, S. 60f.

3 *ibid.*

4 *ibid.*, S. 62.

5 *ibid.*, S. 80f.

6 Judith Butler: *Gender Trouble*. Routledge 2007, S. 34. (Erste Ausgabe: 1990)

7 cf. *ibid.*, S. 31.

8 Degele, S. 108.

9 Eve Kosofsky Sedgwick: *Epistemology of the closet*. University of California Press 1990. S. 2.

10 Michel Foucault: *Histoire de la sexualité I. La volonté de savoir*. Gallimard 1976, S. 59

11 Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*. Quer Verlag 1996, S. 55.

12 Degele, S. 86f.

13 Laura Erickson-Schroth & Jennifer Mitchell: „Queering Queer Theory, or why bisexuality matters“. In: *Journal of Bisexuality* 9:3-4 (2009), S. 313.

14 Degele, S. 43f.

15 *ibid.*, S. 49f.

16 *ibid.*, S.93.